

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Weg der neuern Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität.

Grillparzer.

Ich habe heute gebettelt . . .

Von A. M. de Jong.

Und es ist mir nicht erspart geblieben . . .
Ich bin hinabgesunken. Ich habe heute ge-
bet-telt . . . Ich wußte ja nicht, daß es so
gemein und so schwer . . .

Ich wußte nicht, daß ein Körperteil so viel
eigene Kraft besitzt, wenn er dem treiben-
den Willen zu widerstehen wünscht . . . Nur
mit der äußersten Anstrengung konnte ich
meine Hand dazu bringen, sich auszustrecken . . .
Es war, als zöge ein Zentnergewicht sie un-
erbittlich abwärts . . .

O, diesen Zug zur Waterloo-Brücke werde
ich nimmermehr vergessen. Das kleine,
schmutzige, gut abgerichtete Hündchen zog
mich fort, wies mir den Weg um die Stra-
ßenecken, sah immer wieder nach mir um-
schauend, wartend, wenn das Straßenge-
triebe zu stark war, mit rührender Besor-
gnis sich an meine Beine schmiegend, um
mich zu bedeuten, daß ich stehen bleiben
oder zurücktreten solle . . . Ich mußte
seinen Willen tun, und in einem gegebenen
Augenblick, da ich meine Rolle vergaß und
quer über eine belebte Straße schreiten
wollte, sprang es kläffend an mir empor
und zerrte mit wütenden Rufen an meinen
Hosenbeinen, um mich von meinem
leichtfertigen Vorhaben abzubringen . . .
Er ist nicht mehr von mir wegzubringen.
Er sitzt neben mir und läuft dicht vor
meinen Füßen, überall, wo ich gehe, selbst
hier im Zimmer, und ich glaube, daß er
mir auf Schritt und Tritt folgt, um zu
sehen, ob dem armen, blinden Tropf, den
er in seine treue Hut genommen hat,
nichts im Weg liegt, über das er
straucheln könnte . . .

Liebes kleines, ungeheuer scheußliches
Geschöpfchen . . . du erinnerst mich in
deiner unbewußten Seelenschönheit an ein
Weib, das ich einst kannte . . . es ist
lange her, da ich noch ein ehrlicher Mann
war . . . Du schäufst mich an, Bobby . . .
du willst sagen: „was tut ein Blinder
mit solch einem Ding“, he? und: „wo ist
deine schwarze Brille?“ Das verstehst du
nicht, Bobby . . . du hältst mich für
einen armen, gebrechlichen Tropf, aber,
Bobby, ich bin nur feig und gemein,
mein Hündchen . . . Siehst du, das
kennst du eben nicht. Aber ich sollte
fort von hier und lieber erkränken und
verhungern, als hier Fleisch und Suppe
essen und Grog trinken, wie ich es tue . . .
Aber das kann ich nicht mehr, Bobby!
Ich bin krank und, vor allen Dingen:
ich bin feig . . . Ich wage es nicht
mehr . . .

Du zwinkerst mit den Augen, du glaubst
mir nicht . . . Du sagst, daß ich wirklich
blind sei und mir die Geschichte nicht so
sehr zu Herzen nehmen solle . . . daß
du mich auf der Straße und sonst überall
schon an den richtigen Ort führen würdest.
Aber du weißt nicht, Bobby, daß ich nicht
mehr an den richtigen Ort führen bin . . .
Du bist darauf bedacht, daß meine Füße
nicht in den Schmutz treten, aber Bobby,
armes, kleines Ungeheuer, du weißt nicht,
daß mir der Schmutz schon über dem
Kopfe zusammengeschnitten ist und daß
selbst meine Seele völlig mit Schmutz
bedeckt ist . . . Du hilfst mir betteln und
du schwänzelst vor den Leuten, die mir
etwas geben, aber du weißt nicht, daß ich
sehe . . . Nicht wahr, Bobby, wenn du
wüßtest, daß ich wirklich sehe, möchtest
du nicht mehr mit mir . . . wenn du
wüßtest, daß ich dich und die Menschen
beträume, würdest du böse sein, und du
würdest mich beißen . . . nicht wahr,
schmutziges, halb lahles Hündchen,
das tatest du? . . . Aber ich weiß dies
alles sehr gut, und, Bobby, ich bettelle
dennoch . . . So feig, so niedrig, so
gemein sind wir, Bobby, daß wir dies
fortdauernd tun können . . .

Du springst mir an die Knie und reißt
deine kleine, haarige Schnauze an
meinem Arm . . . Geschieht das, um
mich zu trösten? Um mir zu sagen,
daß du es doch nicht glaubst? . . . Es
ist gut, hörst du, es ist gut. Ich will
nichts mehr sagen . . . An deinem
unantastbaren Hundevertrauen prallen
ja doch alle Bekenntnisse ab . . .
Glücklicherweise . . . denn wenn du
mir glaubtest, und du ließt verdrieß-
lich von mir weg, Bobby, dann wäre
das Herrchen ganz allein . . . Ich
fange an, dich zu lieben, kleines,
räudiges Luder . . . Bedenke: ich
habe keinen einzigen Freund . . . kein
Weib . . . nichts! . . . Ich habe nur
dich, und alle Restchen von Liebe,
die ich in meinem beinahe erloschenen
Herzen noch zusammenraffen kann,
will ich dir weihen . . .

So, komm nur auf meine Knie . . .
Ich kann ja so auch schreiben . . .
Gut so, steck nur dein Köpchen unter
meine Jacke . . . ganz recht, hier,
hier, hörst du wohl, wie es da klopft?
Da ist mein Herz, Bobby . . . Höre
gut, was es dir erzählt und was ich
nicht mehr schreiben kann . . . Hörst
du, wie langsam es schlägt, mit
schweren Schlägen, mit schweren . . .
Schamhaften Schlägen? . . . Es ist
ein Menschenherz, Bobby . . .

(Aus dem im Vorwärts-Verlag erschienenen
ergreifenden Lebensfragment „Un-
tergang“ des holländischen Dichters
A. M. de Jong. Deutsch von
Georg Wärtner.)

Papstwahl.

In den Jahrhunderten, als die Päpste
noch weltliche Herrschaft ausübten,
hatte die Zeit, die zwischen dem Tode
eines Papstes und der Thronbesteigung
des neuen lag, eine ganz andere
Bedeutung als heute. Es war eine
Zeit der Herrschaftslosigkeit, die
allerhand Gewalttätigkeiten,
Umsturzversuche und Uebergriffe
namentlich in der Stadt Rom mit
sich brachte. Man versuchte daher,
dieses Interregnum nach Möglichkeit
abzukürzen und die Kardinäle,
denen die Papstwahl obliegt, zu
rascher Einigung zu veranlassen.

Das geschah manchmal auf eine
etwas drastische Weise, wie z. B.
beim Konklave von Carpentras im
Jahre 1315, wo eine Partei den
Versammlungspalast anzündete, und
die Kardinäle aus den Fenstern
springen mußten, und selbst noch
beim Konklave Gregors XVI., 1831,
bei dem man ein Bombenattentat
versuchte. Schon beim ältesten
Konklave in Viterbo mußte man die
beratenden Kirchenfürsten zur Eile
nötigen, indem man sie auf Wasser
und Brot setzte und sogar das
Dach abhob, damit es ihnen auf
den Kopf regne. Diesem Zwang
sollten aber auch vor allem die
strengen Bestimmungen dienen,
die im Jahre 1274 von Gregor X.
für die Papstwahl erlassen wurden
und die seitdem, wenn auch mit
manchen Ergänzungen und
Veränderungen, in Geltung
geblieben sind.

Auch von dem reichen Bewerk
des den ältesten Zeiten entstammenden
Zeremoniells hat sich vieles erhalten.
Das „Konklave“, d. h. die
Versammlung der wählenden
Kardinäle, versammelt sich in der
Regel am zehnten Tage nach dem
Tode des Papstes. Bis dahin können
die Würdenträger der Kirchen aus
den meisten katholischen Ländern
der Welt zusammengelassen sein,
bis dahin sind auch die
notwendigsten Vorbereitungen
und die umfangreichen und
umständlichen Vorbereitungen
des Konklaves zu erledigen. Die
Kardinäle begeben sich nun
zunächst zum Hochamt, das der
Kardinal-Dekan in der Paulinischen
Kapelle zelebriert, und dann in
feierlichem Zug zur Sixtinischen
Kapelle des Vatikans. Ist man
angekommen, so erfolgt die
Verlesung der Bulle, die die
Hauptbestimmungen für die
Papstwahl enthält, und die
Kardinäle leisten der Reihe
nach den Eid auf diese
Satzung. Nach Beendigung der
langen Zeremonie der Eidesleistung,
an der auch der Konklave-
Marshall, dessen Würde im
Geschlecht der Fürsten Chigi
erblich ist, mit dem Schwur,
daß er dem heiligen Kollegium
treu sein und das Konklave
eifrig bewachen wolle,
teilnimmt, erschallt der Ruf:
„Extra Omnes!“ (Alle hinaus!),
worauf alle Nichtberechtigten
den Raum verlassen. Das
eigentliche Konklave beginnt.

Die besonderen Bedingungen,
unter denen es stattfindet,
die einzelnen Einrichtungen
und die Zulassung der
verschiedenen Personen —
denn außer dem Kardinal-
kollegium nimmt zu dessen
Besetzung noch ein kleiner
Hofstaat von „Konklavisten“
an der Abschließung von
der Welt teil — werden
in zahlreichen
Versammlungen festgelegt.
Die letzte der vorbereitenden
Handlungen ist die unter
strengem Zeremoniell vor
sich gehende „Besichtigung“
des Konklaves.

Das Wünschelrutenproblem.

In den „Neuwissenschaften“ berichten Ed. Holzel, Wien und R. S. Herzfeld, München über Untersuchungen, die sie in Zusammenarbeit mit dem Wünschelrutengänger Dr. W. S. Wagon, dem Chorologen der Geologischen Reichsanstalt in Wien, angestellt haben. Die Untersuchungen stellten fest, daß in der Nähe elektrischer Ströme Reaktionen der Rute auftritt. Es wurde nun folgender Versuch angestellt: Durch ein Solenoid wurde ein ständiger Feldstrom geschickt, der die Rute in der Nähe des Solenoids hielt. Die Rute wurde so gehalten, daß sie sich nicht bewegte, während die Rute in der Nähe des Solenoids stand. Die Beobachtung führte zu weiteren Versuchen. Wünschelruten, die sich als normal erwiesen, wurden unwirksam, sobald sie mit einem bestimmten Drahtnetz untergeordnet. Doppelt soviel beträgt werden, als das elektrische Feld ausstrahlt. Es war ebenfalls bemerkenswert, wenn sie mit der Erde durch Metallketten in Verbindung gebracht wurden.

Aus den Beobachtungen im gegen die Mineralienarten, je nachdem Schicht: Der Rute ist es, die die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten. Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten. Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten.

Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten. Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten. Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten.

Physiologie

Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten. Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten. Die Rute wird durch die elektrischen Ströme, die durch die Rute fließen, zu beobachten.

von auffällender Gleichförmigkeit ein, die von Moersch als die natürlichen Schuß- und Abwehrrichtungen des in Verteidigung befindlichen Organismus charakterisiert werden. Es handelte sich bei der Kriegsgenealogie nicht um eine Krankheit, sondern um die inoffizielle Vorbereitung einer solchen. Diese Vorbereitung erfolgt in der Natur. Im Leben wurden ähnliche Formen der Nervenzellen oder Hysterie bei Tieren beobachtet. Die Gleichförmigkeit dieser Fälle erleichterte das Verständnis für die vielen Fälle von Hysterie, die nur als Folgen des Übermaßes angesehen werden, das bei diesen Tieren zwischen Widerstandsfähigkeit ihrer Nerven und der Schwere ihrer Erlebnisse besteht.

Nichts los in Berlin.

Von Hans Klabauterwahn.

Das einzige politische Ereignis der Woche von Bedeutung ist der Tod des Reichspräsidenten. Die Nachricht von dem Tode des Reichspräsidenten ist eine große Enttäuschung für die deutsche Nation. Die Reichspräsidentenwahl war ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der deutschen Demokratie. Die Wahl des Reichspräsidenten ist ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der deutschen Demokratie. Die Wahl des Reichspräsidenten ist ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der deutschen Demokratie.

Die Wahl des Reichspräsidenten ist ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der deutschen Demokratie. Die Wahl des Reichspräsidenten ist ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der deutschen Demokratie. Die Wahl des Reichspräsidenten ist ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der deutschen Demokratie.

Die Meteorologie im Dienste der Rechtsprechung. Es kommt weit häufiger vor, als man gewöhnlich glaubt, daß ein Beamter des Wetterdienstes vor Gericht ein Gutachten abzugeben hat, das für das Urteil ausschlaggebend wird. Professor Kahner, Abteilungsleiter der Preussischen Haupt-Wetterwarte, hat hierfür den Ausdruck „gerichtliche Meteorologie“ geprägt und ein umfangreiches Material in einem kürzlich erschienenen Werke zusammengestellt, aus dem Dr. A. Hildebrandt in der „Anschau“ einige bezeichnende Beispiele heraushebt.

Die ersten Behörden, die von der Wetterwarte Auskünfte über das Wetter einholten, waren die Baubehörden, die sie für Entwässerungs- oder Bewässerungsanlagen brauchten, und die Militärbehörde, die dadurch feststellen wollte, ob z. B. ein Soldat durch Hitze oder Kälte dauernden Schaden an seiner Gesundheit erlitten haben kann. Mit ähnlichen Anfragen folgten dann die Unfall- und Rentenversicherungsämter, die Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung und die Berufsgenossenschaften, denn durch Hitze oder Kälte, Regen oder Schnee, Wind, Glätte oder Blitzschlag treten in sehr vielen Fällen Gesundheitsbeschädigungen ein. So erlitt z. B. ein Steinhauer einen Schlaganfall und beantragte Rente, „weil große Hitze gewesen sei“. Es kam die Auskunft: „Nur 19 Grad Celsius.“ Wenn Fernsprechteilnehmer oder Beamtinnen durch elektrische Schläge Schaden an Gehör oder an den Nerven erlitten haben wollen, werden natürlich die Angaben der Wetterstellen sehr wichtig. Bei Zivilprozessen spielen solche Auskünfte eine ebenso große Rolle. Die Eisenbahn wird häufig für den Schaden haftbar gemacht, wenn Waren verdorben im Bestimmungsort ankommen. In einem Fall, in dem Korbstaschen z. T. zerfprungen und ausgelassen waren, behauptete die Bahnverwaltung, strenger Frost wäre daran schuld. Die Wetterwarte gab die Auskunft: „Es würde nur an einem Tage leichter Frost bis zu minus 2 Grad beobachtet.“ Wenn Lebensmittel während der Bahnfahrt an Gewicht verlieren, kommen Diebstähle in Betracht, aber auch Witterungseinflüsse. In einem Falle hatte eine Ladung Weizen bei der Ankunft sehr an Gewicht verloren, und die Eisenbahn erklärte dies damit, daß das Wetter unterwegs so trocken war, daß der Verlust durch Austrauchen erklärt werden konnte. Die Auskunft stellte fest, daß es, abgesehen von einem Regentage, stets warm und trocken war. Gegenüber Straßmandaten der Ortspolizeibehörde ist schon wiederholt die Wetterwarte erfolgreich als Zeuge aufgerufen worden. Ein Fußwarenhändler hatte einen Strafbefehl bekommen, weil er den Außenvorhang heruntergelassen hätte, obwohl die Sonne nicht schien. Zwei Schussleute beschworen, es sei starkes Regenwetter gewesen. Die Wetterwarte gab die Auskunft, daß an dem Tage in ganz Berlin kein Regen gefallen und bei starkbewölktem Himmel die Sonne vorübergehend erschienen hatte. Manchmal haben auch schon unschuldig Verurteilte durch die Befundungen der Wetterwarte ihr Recht wiedererlangt. Ein Zeuge hatte beschworen, es wäre in einer Nacht so sternenhell gewesen, daß man eine Person auf 4 bis 6 Schritte erkennen konnte. Daraufhin wurde der Angeklagte verurteilt, obwohl er behauptete, es sei trübe und dunkel gewesen. Aus dem Gefängnis fragte er beim Wetteramt an und erhielt den Bescheid: „Es sei trübe und regnerisch und nicht sternklar gewesen.“

Zur Geschichte der Kochliste. Die Kochliste, die in vielen modernen Haushaltungen so gute Dienste tut, ist keineswegs, wie man wohl glauben möchte, eine Erfindung der Neuzeit. Sie stammt vielmehr, was bei einem so praktischen Haushaltsgegenstand gewiß wundernehmen wird, aus sehr weit zurückliegenden Zeiten. Zum erstenmal wird die Kochliste in den im Jahre 100 von dem römischen Dichter Juvenalis verfaßten Satiren erwähnt. Juvenal erzählt, daß bei den Hebräern der Brauch herrsche, die Gefäße mit dem am Freitag gekochten Speisen in Körben, die man dicht mit Heu auspolstere, bis zum Sabbath, an dem ja jede Arbeitsverrichtung verboten war, aufzubewahren; auf diese Weise könne man die Gerichte mit leichter Mühe warmhalten. Da nun keine frühere Nachricht über die Verwendung einer Kochliste erhalten ist, müssen wir annehmen, daß die Hebräer jener — wahrscheinlich aber auch schon einer viel früheren — Zeit die Erfinder der Kochliste waren, und die ersten, die sie im täglichen Leben gebräuchlich. Eine Zeichnung von Veranzio aus dem Jahre 1595 stellt, nach Feldhaus, eine Art von Reiskochliste dar, eine große Truhe, in die ein ebenfalls hölzernes Speisebehältnis eingeschlossen war. Zum Warmhalten dienten glühende Kohlen, die auf einen Rost gebettet lagen. Der Beschreibung nach wurde das „Blodinspeisene Tuschlin“ ausschließlich auf Reisen mitgeführt, und da es vermutlich groß und ziemlich schwer war, in der Regel von Maulseln getragen. Deshalb war diese Reiskochliste denn auch nur ein Luxus, den sich reiche Leute gönnten. — Theoretisch begründet wurde das Kochlistenverfahren auch von Justus von Liebig, der in seinen, im Jahre 1847 erschienenen „Chemischen Briefen“ schreibt: „Wird das zum Speisen bestimmte Fleischstück in einen Topf getan, wenn das darin befindliche Wasser sich im starken Aufwallen befindet, das Sieden einige Minuten unterhalten und der Topf alsdann an einen warmen Ofen gestellt, so daß die Temperatur des Wassers sich auf 70—74 Grad C. erhält, so sind die Bedinamnen erfüllt, um dem Fleischstück die zum Genuß geeignete Beschaffenheit zu erteilen.“ — Praktisch verwendet wurde die „Heuliste“, wie sie genannt wurde, übrigens auch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Badener Bauern, die ihre Speisen, bevor sie aufs Feld zogen, in heugefüllte

Risten stellten, um sie wormzuhalten. Und in Baden war es denn auch, wo die erste Kochliste fabrikmäßig hergestellt wurde, nachdem im Jahr 1867 auf der Pariser Weltausstellung die Kochliste zum erstenmal öffentlich gezeigt und praktisch vorgeführt worden war.

Stählerne Gebisse. Einen vollwertigen Ersatz für Kautschuk und Gold, die bisher allein für die Anfertigung von Gebissen verwendet wurden, bietet der nichtrostende Stahl, der jetzt von Krupp hergestellt worden ist. Wie Ernst Trebesius in „Ueber Land und Meer“ hervorhebt, hat dieses neue Material den Vorzug erheblicherer Billigkeit und bedeutend größerer Festigkeit. Die bereits vor einer Reihe von Jahren angestellten Versuche haben gezeigt, daß ein hoher Zusatz von Chrom die Widerstandsfähigkeit des Stahles gegen chemische Einflüsse sehr erhöht. Die neue Legierung, die bei einem Zusatz von 18 bis 25 Prozent Chrom und 6 bis 10 Prozent Nickel entsteht, ist bei der Abkühlung von 1100 bis 1200 Grad Celsius äußerst biegsam und zähe und bietet ein vortreffliches Material für Gebißplatten. Die Stahlplatten weisen in der Feinheit der Gaumenabdrücke auch nicht den geringsten Nachteil gegenüber den Kautschukplatten auf und übertreffen diese an Festigkeit. Der neue nichtrostende Stahl wäre der ideale Stoff für die Herstellung von Dampfturbinenschaufeln, Ventilen und anderen Maschinenteilen. Leider steht aber dem sein hoher Preis hindernd im Wege. Das Edelmetall Chrom muß nämlich aus dem Auslande, hauptsächlich aus Amerika, bezogen werden und ist daher bei dem heutigen Valutastande sehr kostspielig. Wenn in besseren Zeiten dieses Hindernis beseitigt sein wird, dann dürfte der nichtrostende Stahl technische Möglichkeiten bieten, die heute noch gar nicht zu überblicken sind. Vorläufig ist seine praktische Verwertung auf das Gebiet der Zahnheilkunde beschränkt.

Naturwissenschaft

Das „Lebenseliger“ der Schmetterlinge. Während es trotz aller neueren Versuche nicht gelingen will, das Leben der Menschen zu verlängern, ist dies einem Schweizer Gelehrten, Louis Destouches, wenigstens bei Schmetterlingen gelungen. Er hat es fertiggebracht, das Leben dieses so rasch vergehenden Tierchen um das Fünf- bis Sechsfache ihrer normalen Lebenszeit zu verlängern.

Er fand durch zahlreiche Versuche heraus, daß Schmetterlinge, wenn man sie an abwechselnden Tagen in eine Temperatur gerade unter dem Gefrierpunkt oder wenigstens übereinstimmend mit ihrer Bluttemperatur bringt, 30 bis 35 Tage leben, während sie unter den natürlichen Bedingungen nur ein Dasein von sechs oder sieben Tagen haben. Während dieser verlängerten Lebenszeit legen die Tiere zweieinhalb mal so viel Eier als unter normalen Verhältnissen. Es ist damit gezeigt, daß gewisse Insekten unter besonderen klimatischen Einflüssen viel länger leben können, und der Gelehrte hofft sogar, daß es möglich sein wird, diese neuartigen Versuche auch auf den Menschen anzuwenden.

Die Erblichkeit der Zwillingengeburt. Im allgemeinen kommt auf je hundert Geburten eine Zwillingengeburt. Es gibt aber Familien, in denen die Zahl der Zwillingengeburt bis auf 15 Prozent steigt. Es ist deshalb anzunehmen, daß in manchen Familien eine besondere Disposition zur Zwillingengeburt erblich ist. Forschungen haben festgestellt, daß diese Disposition keineswegs nur von den Eigenschaften der Mutter abhängig ist, wie man zunächst annehmen möchte. In den Berichten der Gesellschaft für experimentelle Biologie und Medizin in New York veröffentlicht C. B. Davenport die Ergebnisse der Untersuchung von 355 Zwillingengeburt unter dem Gesichtspunkt der Erblichkeit. Er stellte fest, daß 4,5 Prozent der Mütter aus Familien stammten, in denen Zwillingengeburt erblich schienen. Das gleiche war bei 4,2 Prozent der Väter der Fall. Zwillingengeburt entstehen aus der gleichzeitigen Absonderung und Befruchtung von zwei Eiern oder aus der nachträglichen Teilung eines befruchteten Eies. Davenport spricht die Vermutung aus, daß das Spermium von Vätern, in deren Familie die Zwillingengeburt erblich sind, die Teilung des Eies zu beeinflussen vermag.

Himmelskunde

Älterlei vom Mond. Man glaubt gemeinhin, das Licht des Mondes sei mehr blau und weniger gelb als das der Sonne. Das ist aber ein Irrtum. Die Sonne ist ungleich blauer und der Mond ungleich gelber. Wenn wir den gerenteiligen Eindruck erhalten, so ist das eine Augentäuschung. Die Photographien, die vom Mond angefertigt worden sind, zeigen durch die Länge der Schatten, daß die Mondgebirge außerordentlich hoch sind. Der höchste unter diesen Mondbergen ist der nach Leibniz benannte, der eine Höhe von 8200 Metern erreicht und in der Nähe des Südpols des Mondes liegt. Auch die Tausende von Mondkratern haben ungleich größere Ausmaße als die größten vulkanischen Krater unseres Planeten. Die Mondkrater zeigen alle die gleiche Struktur, einen ausgedehnten, kreisrunden Kessel, der nach außen allmählich und nach innen säh abfällt. Einige dieser Krater sind sehr tief. So hat der Curtius eine Tiefe von 6800, der Kopernikus eine solche von 3560 Metern. Man zählt auf dem Mond 10 000 dieser Krater. Vielen von ihnen hat man den Namen eines Gelehrten, zumeist eines großen Astronomen beigelegt. So kommt es, daß das bleiche Gestirn eine Art Pantheon der irdischen Astronomen geworden ist.